

SWR2 Essay

## **Abschied von Zuhause**

Ein Dilemma in fünf Phasen

Von Martin Becker

Sendung: Montag, 24. Mai 2021  
Redaktion: Michael Lissek  
Regie: Alexander Schuhmacher  
Produktion: SWR 2021

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter [www.SWR2.de](http://www.SWR2.de) und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:  
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/podcast-swr2-essay-100.xml>

---

### **Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

### **Die SWR2 App für Android und iOS**

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: [www.swr2.de/app](http://www.swr2.de/app)

**Die Essay-Redaktion warnt:**

**Das Lesen von Radio-Manuskripten**

**kann Ihren Hörgenuss**

**nachhaltig beeinträchtigen!**

**Laden Sie sich das AUDIOFILE herunter!**

Abschied von Zuhause

Ein Dilemma in fünf Phasen

Es ist noch früher Morgen und ein bisschen windig im Mittelgebirge. Ich schließe ein allerletztes Mal die Haustür ab und stehe im Vorgarten. Hören Sie das? Das ist nicht das Meer in der Ferne, nicht doch, das sind die Bäume, das Rauschen ihrer wogenden Zweige. Man kann sie da oben im Luftzug tanzen sehen, das beruhigt ungemein. Ein Orkan hat vor etlichen Jahren tiefe Löcher in den Wald, überwiegend Nadelhölzer, gerissen, die Wunden heilen elend langsam, wenn überhaupt. Mal wieder ist wie in einer alttestamentarischen Geschichte ein Sturm gekommen. Oder wie im Märchen, da reicht ja schon ein einzelner Wolf, um das Zuhause zu verwüsten. Unwiederbringlich. Jetzt wird die morgendliche Stille gestört, die Schicht fängt an. Tok. Tok. Tok. Pause. Tok. Tok. Tok. Pause. Das ist der Schmiedehammer im Tal. Er gehört zu einem Industriebetrieb, der Autoteile herstellt, seit ich denken kann.

Wegen dieses Sounds haben manche später Zugezogenen irgendwann die Reihenhaus­siedlung wieder verlassen. Mir ist der Rhythmus in Fleisch und Blut übergegangen. Andere Leute wohnen schon als Kinder an Bahnstrecken und können in den ersten Nächten fern von Zuhause nicht schlafen, weil ihnen das Rattern der Güterzüge und Regionalbahnen fehlt. Mir hingegen fehlte woanders der Schmiedehammer. Mehr noch als das Rauschen des Waldes. Aber davon will ich später erzählen.

Bis zum Erbrechen.

Jetzt ist es Zeit für Abschied. Jetzt ist die Tür zu meinem nicht mehr zu mir gehörenden Zuhause abgeschlossen, jetzt müsste ich mutig sein, den Schlüssel einfach in die Büsche pfeffern und mir in der erstbesten Kleinstadtkneipe bis zur Besinnungslosigkeit die Kante geben, ich aber schleiche stattdessen weg wie ein geschlagener Hund, unbehaust und zitternd vor Kälte, der beschissene Herbst im Mittelgebirge. Wahrscheinlich ist das Blödsinn, wahrscheinlich ist das eine ganz normale körperliche Reaktion, wahrscheinlich zittern mir einfach die Hände vor lauter Schrecken. Entschuldigen Sie bitte, das ist reichlich pathetisch. Und nein, das geht jetzt keine Nummer kleiner, im Gegenteil. Es braucht Musik, die mich so richtig ins Zuhause weh stürzt. Vielleicht ein bitteres Streichquartett? Ach, lieber Beethovens „Pastorale“, eine etwas schleppende Interpretation, das ist eine sichere Bank, das ist der Würde und Schwere dieses Augenblicks angemessen. Sehr gut.

Da stehen wir nun also und haben das Dilemma. Das eine Zuhause gibt es nicht mehr. Ein anderes Zuhause ist nicht in Sicht. Was bleibt, sind Abschied und Suche. Und Trauer. Das ist doch mal ein Anfang. Darüber kann man reden. Wenn wir aber in unserer Trauerbekundung nicht den üblichen Schmus von einer langen, erfüllten Existenz, die nun ganz natürlich ihren Abschluss gefunden hat, reproduzieren wollen, müssen wir den Gegenstand des Verlusts, der bedauert werden soll, genau sezieren. Und das wird schwer. Sehen wir also vorweg den Tatsachen ins Gesicht: Zuhause definieren. Ein Ding der Unmöglichkeit. Wo sollen wir denn da anfangen, wo aufhören? Bei Adam und Eva, die aus dem Paradies vertrieben werden und uns alle zur ewigen Zuhauselosigkeit verdammen? Beim Privatfernsehen, das uns das spätkapitalistische Herz wärmt mit Heilsversprechen wie: „Willkommen Zuhause“? Heißt das, dass Zuhause überall ist, wo es Kabelanschluss gibt? Oder sind wir eh ganz und gar und ontologisch und wesentlich und seit jeher zuhauseverloren, siehe angebissener Apfel der Erkenntnis, und dagegen kämpfen wir ein Leben lang an?

### **Sie merken es:**

Wir *müssen* uns bei diesem Thema verheben, wir *müssen* mit Lücken arbeiten, wir müssen einsehen, dass es so viele Zuhauses und Nicht-Zuhauses gibt wie Menschen, vermutlich. Wir *müssen* uns, vielleicht, auf das eigene Gefühl verlassen und davon erzählen. Damit wir nicht schon vor der ersten Kondolenz kapitulieren.

Nach Definitionen von Zuhause können wir nur rastlos suchen, fremd einziehen, fremd bleiben, fremd ausziehen. Mit dem Abschied sieht es schon besser aus. Denn wenigstens der hat, so sagen es zumindest gelehrte Theorien, eine gewisse Ordnung, über die sich reden lässt:

Das Leugnen, der Zorn, die Verhandlung. Die Depression, die Akzeptanz. All das, was entsteht, wenn der Verlust ausreichend oft durch das Mahlwerk unserer Gefühle getrieben worden ist. Die Unbehaustheit ist gut so, wie sie ist, weil. Ich habe mein Zuhause verloren und bin deshalb jetzt so, damit. Allem Schmerz zum Trotz bin ich angekommen, und das können Sie auch, indem.

Aber Moment, bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Für den Augenblick sind wir noch geschockt, stehen fahl vor der aschgrau gewordenen, rissigen Fassade des

Reihenhauses und wissen, dass dieses Kapitel jetzt endet, dass es kein Zurück mehr gibt nach Hause. Erinnern wir uns also lieber einstweilen.

Drei Schweinchen leben in drei Häusern. Eins aus Stroh, eins aus Holz, eins aus Stein. Aber das Idyll ist bedroht. Ein Wolf steht vor der Tür. Die ersten beiden Häuser bläst er ohne jede Mühe um. Beim Steinhaus geht ihm die Puste aus. Da klettert er übers Dach durch den Schornstein, aber landet direkt im Kochtopf, den das schlaue Schweinchen aufs Feuer in den Kamin geschoben hat. Zuhause gerettet, das ist doch eigentlich gar nicht so schwer.

Im Ernst? Ein Kindermärchen, um über die schwärende Wunde des Zuhauseverlierens zu reden? Hat der sie noch alle? Sind wir jetzt wieder drei Jahre alt? Ja, das sind wir. Und darum kann ich ruhig mit dem Wolf heulen. Es gibt einige erzählerische Varianten des Märchens: Mal entkommen zwei Schweinchen der drohenden Obdachlosigkeit und ziehen schnell zum dritten Schwein ins Steinhaus. Mal verbrüht sich der Wolf lediglich, als er in den Kessel stürzt, mal wiederum platzt er gar beim Versuch, das Steinhaus umzupusten. Meine Variante geht so: Mag sein, dass der Wolf gegen ein Haus aus Stein machtlos ist. Aber meine Häuser waren immer aus Stroh und Holz...

Zuhause kann ich nie ohne Abschied denken. Nie ohne Trauer. Konnte ich nicht mit 3, kann ich nicht mit Mitte 30. War immer schon zum Kotzen. Wortwörtlich.

Der lange Abschied von Zuhause beginnt, wenn man es schafft, aus dem Bettchen zu krabbeln, die ersten Schritte zu laufen. Wenn die Außenwelt auftaucht. Beckett hat verdammt recht, wenn er Pozzo im Godot die ganze Vergeblichkeit des Ankommens in den Mund legt: Rittlings über dem Grabe und eine schwere Geburt. Das Leben ist kurz, und mit jedem Anfang beginnt ein Abschied.

Ist Ihnen das jetzt schon viel zu privat, weil Sie ahnen, dass alles auf eine autobiographische Daheimskizze hinausläuft? Tut mir leid, da müssen Sie durch, ich muss es ja auch. Wollen wir ein wenig Schlager dazu hören, damit es wenigstens schön schmalzig wird?

Wenn ich den Zeitpunkt des allerersten Zuhauseverlustes benennen soll, lande ich immer im Alter von drei Jahren. Was bis dahin geschah: Eine auf den ersten Blick unverdächtige Kleinstadtkindheit. Hart arbeitende Eltern aus der sogenannten Unterschicht, die sich, wie man mittlerweile weiß, bis ans Ende ihrer Tage verschulden für ein schmales Mittelreihenhaus mit Blick auf die umliegenden Wälder und Täler des Sauerlands. Die sich dafür „krummlegen“, wie sie selbst es nennen. Sie entstammen der Kriegs- und Nachkriegsgeneration des Ruhrgebiets, der Vater hört im Hochbunker noch die Bomben fallen, sieht die Nachbarhäuser brennen, die Mutter berichtet beiläufig und andeutungsweise von „bösen Männern“, übergriffigen Kriegsheimkehrern, aber sie geht nie in Details. Der Vater wird Bergmann, die Mutter Näherin. Aus ihren mitgebrachten Traumata zimmern sie sich einen Traum. „Ich bau' Dir ein Haus, Du wirst schon sehen“, trällert Heintje, der notorische Zuhauseheld aller malochenden Mamas der Wirtschaftswunderzeit.

Ein Versprechen. Eine Drohung. Vielleicht beides.

Das ist der Grund, auf dem gebaut wird. Auf dem entsteht, was ich später mein „Zuhause“ nennen werde. Der Boden ist unebener, als man es bei einem Reihenhaidyill vermuten würde. Im Fundament wohnt der Schrecken zur kostenlosen Untermiete.

Bis zum dritten Lebensjahr existieren wenig bewusste Erinnerungen, bis dahin unterstellen wir dem Protagonisten unserer Geschichte, also mir, einfach mal eine gewisse Zuhauseeseligkeit. Papa auf Arbeit, Mama daheim, passt schon. Dann aber, und jetzt kommen wir zum Urschock, dann aber kommt der Kindergarten.

Für das Kleinkind, das ich war, ein Wort wie Knast, tägliche Vernichtung. Ein Deal wird ausgehandelt: Das Kind verspricht, sich zusammenzureißen. Die Mutter verspricht, täglich vier Stunden um das Kindergartengebäude herum zu laufen, um im Fall der Fälle zur Stelle zu sein. Doch alle Bemühungen helfen nichts, der Junge muss sich übergeben. Jeden Morgen. Mal schmeckt ihm der Kakao zu milchig, dann hat ein anderes Kind Geburtstag und bringt Kuchen mit. Und ihm wird schon bei der Vorstellung schlecht, jenseits von Zuhause etwas zu essen. Dann fliegt der Mutterschwindel auf, weil sie sich selbstverständlich nicht täglich vier Stunden lang um den Kindergarten herumquält – und das Kind übergibt sich, wo es geht und steht. Ich könnte kotzen. Ich kotze.

Doch bis heute bin ich auf diese Erfahrung zurückgeworfen, wieder und wieder. Bis heute bin ich drei Jahre alt, wenn es ums Verlassen, wenn es ums Verlassenwerden geht. Jedem Abschied wohnt ein Kotzen inne. Und ein Gefühl, für das es kaum Worte gibt. Als würde einem der Boden unter den Füßen weggezogen, das Haus vor den Augen umgepustet, das Refugium beschlagnahmt. Keine Chance auf Rückgabe.

Ich kann diese Gefühle reflektieren und dadurch ihre Wucht abmildern, mehr nicht. Das Kind fürchtete nichts mehr als Einbrecher in den eigenen vier Wänden – und fürchtet sie auch heute noch. Das Kind denkt immer alles vom Ende her, als wäre die Auflösung des Zuhause-Verbands, die Kappung der heimeligsten Beziehungen von vornherein beschlossene Sache – und tut es auch heute noch. Das Kind stellt sich vor, wie es sein würde, wenn das sogenannte Zuhause entrümpelt und bis zur Unkenntlichkeit geleert ist – und stellt es sich auch heute noch vor. Mehr noch: Es weiß sogar mittlerweile ganz genau, wie es sich anfühlt. Mein Abschied von Zuhause, der mit drei Jahren begann, vollendet sich gut dreißig Jahre später.

Das Haus ist wüst und leer. Nikotingelbe Schichten von Tapete auf Tapete auf Tapete. Kindheit und Jugend hallen nach mit jedem Schritt auf der günstigen Auslegeware. Mir sitzt der Schock in den Knochen, gegen den ich mich nicht wehren kann, der mich trotz jahrzehntelanger Vorbereitung trifft wie ein Blitz: Zuhause gibt es nicht mehr. Ich laufe durch die gähnend leeren Räume, durch den zum Grab gewordenen Reihenhaid-Schuhkarton. Und stelle mir allen Ernstes die Frage: Gab es uns wirklich? Waren wir jemals hier?

„Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause“. Seit 1970 begleitet uns das wie ein Mantra. Glück ohne Ende braucht eigene vier Wände. Das schreibt sich fort, hält sich hartnäckig, von Generation zu Generation, von Werbeblock zu Werbeblock. Eine Bausparkasse hat den Spruch vor Jahrzehnten in die Welt gesetzt. Jetzt wissen wir, wonach wir uns sehnen sollen. Aber was passiert, wenn das Haus steht? Und wir trotzdem noch eine Menge Zukunft vor uns haben? Nächstes Zuhause, nächstes Leben? Das verschweigen die Bausparkassen.

Damit sind wir der Daheimparadoxie auf der Spur: Dass sich dieses Zuhause nur in Zukunftsformen denken lässt, idealisiert und sorglos, dass es sich niemals einlösen darf, weil wir dann zwar um eine bescheidene Immobilie reicher, aber um ein gewaltiges Daheimversprechen ärmer sind.

2019 wollten dänische Glücksforscher wissen, wie es mit unserem Verhältnis zur Behaustheit steht. 13.500 Menschen in zehn Staaten haben sie befragt. Ergebnis: Bis auf die Dänen selbst ist in Europa niemand so glücklich mit seinem Zuhause wie die Deutschen. Das größte Glück ist dabei übrigens das Badezimmer, 97 Prozent aller Deutschen sind damit ganz und gar zufrieden. Interessanter für uns ist die emotionale Gesamtlage: Denken die Deutschen an Zuhause, dann empfinden sie ganz überwiegend Stolz. Um ganze sechs Prozent stolzer als der europäische Durchschnitt sind wir auf Haus, Wohnung und Garten. Wir fühlen uns dort auch überdurchschnittlich geborgen. Das Zuhause als Refugium: 90 Prozent der Deutschen gefällt das.

Der Deutsche liebt den Heimvorteil. Das bringt ordentlich Druck auf den Kessel der Lebensplanung: Andere sind schon längst angekommen. Andere sparen schon aufs Ferienhaus am Meer. Andere kriegen das doch auch auf die Reihe mit dem dauerhaften Zuhause sein, was stimmt denn nicht mit mir?

Das hat sich Daniel Schreiber auch gefragt. Sein 2018 erschienener Essay „Zuhause. Die Suche nach dem Ort, an dem wir leben wollen“ ist so etwas wie ein Zuhause-weh-Standardwerk. Weil Schreiber sich nicht schont, das hat er auch vorher nicht, da schrieb er nämlich darüber, wie er mit dem Alkohol aufgehört hat – wobei er diesen Selbsterstörungsreflex durchaus in Verbindung bringt mit seiner Heimatsuche.

Die fängt mit einem Verlust an: Er ist in London und trennt sich endgültig von seinem Lebenspartner. Daraus erwächst eine manifeste Depression. Er spricht von einem „überraschend großen Verlust“, von einer Leerstelle auf der „inneren Landkarte“, davon, dass etwas fehlt, das er nur „Zuhause“ nennen kann.

Der Unbehauste fängt an, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er versucht, sein Verhältnis zum mächtigen Zuhause-Konstrukt ins rechte Licht zu rücken. Schreiber durchwühlt die eigene Kindheit und Jugend im Mecklenburgischen, er durchstöbert die eigene Familiengeschichte und stößt auf Indizien. „Wir werden von diesem Ort, an dem unsere Geschichten ihren Anfang nehmen, nie loslassen können“, schreibt er. Immerhin, und das bringt uns doch einige Trippelschritte voran, räumt Schreiber mit dem ewigen Konstrukt eines Zuhauses als festgelegter Fixpunkt, als felsenfester Bestimmung auf. In Wahrheit seien all die Geschichten von einem „Zuhause“ doch

viel beweglicher: „Geschichten des Sich-Niederlassens, des Aufbruchs und des Sich-erneut-Niederlassens“. Dynamik statt Bausparvertrag. Das funktioniert übrigens nicht nur als historische Betrachtungsweise über mehrere Generationen hinweg: Es reicht ein einziges kleines Menschenleben dafür, um zu zeigen, wie man in mäandernden Bewegungen ständig auf der Suche bleibt, ein neues Zuhause betritt, um im selben Moment auf die Hintertür zu schießen, damit die Sucherei bloß bitte kein Ende nimmt.

Daniel Schreiber geht es ähnlich bei seinem Versuch, einen Ort zu finden, an dem er leben will: das Dorf in Mecklenburg oder London oder New York oder Berlin? Ankunft heißt Aufbruch, und vielleicht sind Flugzeuge und Hotels ja die wahren Heimstätten. Das ist zwar nur ein bedingt lebbares Konzept, aber es geht schon. Irgendwie. Mit geradezu kindlicher Fantasie glaube man, dem „Leben zu entfliehen“ und alle negativen Punkte des Daseins an einem neuen Ort „auf quasi magische Weise“ hinter sich zu lassen.

Zumindest für den Moment soll uns das genügen. Wir brauchen kindliche Fantasie, wir brauchen Zauber. Möglicherweise reicht uns fürs Erste ein Eimer mit weißer Farbe als Hilfsmittel.

Das erste leer geräumte Zimmer ist das Schlimmste. Echt. Man kann nicht glauben, was man da tut. Man kann nicht fassen, was da passiert. Wie man sehenden Auges an der Auflösung dessen arbeitet, an das man glaubt. Beruhigen wir uns: Tok. Tok. Tok. Pause. Tok. Tok. Tok. Pause. Sie erinnern sich richtig, das ist der Schmiedehammer. Wenn ich den höre, dann kann ich für den Augenblick leugnen, dass da jetzt kein Zuhause mehr ist. Aber das ist natürlich trügerisch. Wie das Geräusch an sich. Denn das Tok-Tok-Tok kommt diesmal nicht aus der Industrieschmiede im Tal. Es kommt direkt aus dem Souterrain. Der Reihe nach:

Auf den Schock des Verlusts folgt die erste eigentliche Trauerreaktion: das Leugnen. Die Trotzphase des Zuhauseelosen. Wobei das mit diesen Phasen der Trauer natürlich so eine Sache ist: Nicht zwangsläufig stolpern sie dramaturgisch fein säuberlich getrennt auf die Bühne. Manchmal umarmen sie sich, manchmal zanken sie, manchmal treten sie binnen kürzester Zeit nacheinander auf, verbeugen sich aber nur brav, um dann wieder der dominierenden Phase den Vortritt zu lassen. Wir brauchen ein wenig Ordnung in diesem Abschiedstrauerspiel.

Ich habe Ihnen von meinem frühen Zuhauseverlust erzählt, der natürlich objektiv betrachtet keiner war. Von vier Stunden im Kindergarten ist noch niemand heimatlos geworden. (Es fühlte sich aber so an, eindeutig: der Schock des ersten Abschieds.) Für die nächste Stufe, das Leugnen, müssen wir zeitlich ein ganzes Stück springen. Vorbei an meinem wunderlichen Aufwachsen in der Kleinstadt und der seltsamen Pubertät, ja, auch die lassen wir links liegen. Und landen nun dort, wo sich die Abschiede vor der Tür des Reihenhauses nur so ballen, als gäbe es was umsonst.

Richtig greifbar wurde die Trauer über den Abschied von Zuhause nämlich, als mein Vater starb. Nicht plötzlich, nicht unerwartet, aber schnell. Mit 68 Jahren war sein Traum des Mittelreihenhauses ausgeträumt, Krebsdiagnose, nur vier Wochen später das Bett der Palliativen als letzte Station. Heimgerufen, sagen die Hardcore-

Katholiken, die haben es gut, die haben wenigstens den Himmel am allerletzten Ende.

Ich hingegen hatte nur einen toten Vater und einen Bachkantate, die ich so laut hörte, dass die Boxen übersteuerten. Schlummert ein, ihr matten Augen. Übrig blieben eine hilfsbedürftige Mutter, ein ratloser Sohn, ein schuhkartongroßes und zugequalmtes Reihenhaus. Damals hätte mir eigentlich schon klar sein müssen, dass dieses Zuhause verloren ist. Aber ich wollte es nicht wahrhaben. Ich leugnete, so gut es eben ging.

Ich tat, was ich konnte, und zwar auf eine für mich erstaunliche Art und Weise: Am Tag nach dem Tod meines Vaters begann ich unverzüglich und ungeplant mit der Renovierung des Souterrainzimmers. Ich trug Farbeimer aus dem Baumarkt herbei, unzählige Pakete an hellem und freundlichem Laminat, gerahmte Großstadtansichten aus der Feelgood-Abteilung des Fachmarkts, außerdem eilig aus dem Regal gerupfte Werkzeuge, weil ich nichts dergleichen jemals besessen hatte und ohne die Werkzeugkisten meines Vaters auskommen wollte. Dieses Souterrainzimmer, von dem aus man auf die Terrasse und auf die Mittelgebirgslandschaft schaute, war der Fernsehraum meines Vaters gewesen in den letzten Jahren. Davor hatte ich meine Jugend dort verbracht. Und jetzt, in einem Kraftakt allergrößter Leugnung, wollte ich mir mein Zuhause zurückholen: Ein Zimmer ganz für mich allein. Befreit vom tiefsitzenden Gestank der Zigaretten in den Wänden. An sich könnte man das unspektakulär finden, nur war ich mit meinen zwei linken Händen bis dahin nirgendwo und niemals auf die Idee gekommen, so etwas zu tun: Boden verlegen, Wände streichen. „Hier muss ich das Elend bauen, aber dort, dort werd ich schauen“, brüllte Bach aus den Lautsprechern, und ich schlug auf die Laminatbretter ein wie ein Wahnsinniger: Tok. Tok. Tok. Pause. Tok. Tok. Tok. Pause.

Die Renovierung verlief nicht ohne Komplikationen. Nach vollendeter Arbeit blieben überall Spalten im Bodenbelag, die Wandtapete, die ich einfach überstrichen hatte, wellte sich an den Rändern – und es stank nach wie vor hundserbärmlich nach überquellendem Aschenbecher. Immerhin, die Wände waren nun verziert mit kitschigen Stadtansichten von London, New York und Paris in billigen Baumarkt-Plastikrahmen. Willkommen Zuhause. Für einen kurzen Augenblick empfand ich das, was die große Mehrheit der Deutschen im Angesicht ihrer frisch verfugten Badezimmerfliesen fühlt: unermesslichen Zuhauseestolz.

Die folgenden Wochen verbrachte ich mit meiner Mutter und übernachtete auf dem hastig herbeigeschafften Klappsofa in meinem alten, neuen Souterrain-Zuhause. Ich hatte gerettet, was man retten konnte.

Natürlich konnte ich irgendwann nicht mehr warten. Natürlich hielt mein Stolz nicht lange an. Natürlich verabschiedete ich mich alsbald wieder von meinem notdürftig geflickten Zuhause, mein Leben war schließlich anderswo, redete ich mir ein – und schlief seither nie wieder dort. Weder im mehr schlecht als recht renovierten Zimmer, noch im Mittelreihenhaus überhaupt.

Die Phase der Leugnung hielt damals noch eine Weile an, nur kehrten sich die Vorzeichen um: Ich bekam es mit der Angst zu tun. Wenn schon dieses Zuhause nicht zu retten ist, dann gibt es nirgendwo mehr einen Platz, an dem ich sicher bin. Der Verhaltenstherapeut streckt sich vor Langeweile in seinem heimeligen Ikea-Sessel, gähnt groß, murmelt was von Anpassungsstörung und findet das alles nun wirklich nicht so schlimm. Für mich hingegen war es die Hölle, weil mein Gefühl universell wurde: Ich leugnete nicht mehr den Verlust des Elternhauses, ich leugnete vielmehr, dass es überhaupt die Möglichkeit eines behüteten Obdachs gibt. Die Folge waren Panikattacken: In einem hübschen Hotel in Paderborn fürchtete ich mich davor, allein auf einer Etage zu schlafen und einem hässlichen Verbrechen zum Opfer zu fallen. In einer Jugendherberge in Krakau zu verbrennen. Der Wolf aus dem Märchen war mobil geworden.

Wolfgang Büscher, der weitgereiste Journalist und Schriftsteller, offenkundig auch jemand, der ewig unterwegs ist, hat einen Versuch unternommen, zurück nach Hause zu kommen. „Heimkehr“ heißt sein Erfahrungsbericht, und tatsächlich macht er Nägel mit Köpfen: Er zieht für etliche Monate mitten in den Wald seiner Kindheit. Nicht weit von seinem Elternhaus. In eine Jagdhütte inmitten größter Einsamkeit. Und als wäre das ein ungeschriebenes Gesetz: Natürlich geht diese Rückkehr nicht ohne Schmerz vonstatten. Doch Büscher lernt innerhalb kürzester Zeit, den Wald zu lieben. Er freundet sich mit dem Revierförster an, er genießt die Stille, den Wechsel von Tag und Nacht. Und immerhin, zurück daheim kann er seine alte Mutter besuchen und bringt ihr vom „Duft des Waldes“ mit, „den sie so geliebt hatte“.

Einige Monate, nachdem der Autor in die einsame Hütte gezogen ist, stirbt seine Mutter. „Während hier draußen der Sommer siegte, das Leben, versiegte es in dem Zimmer, in dem sie lag, in einem langen Ausatmen“, schreibt er.

### **Und doch:**

Büschers Heimkehr nach Hause in den Wald ist eine trotzig Trostschrift. Oder tröstender Trotz. Denn er lernt nicht nur vom Leben im Wald, sondern auch von den Menschen, die mit ihm zu tun haben. Nach dem Tod seiner Mutter erzählt er den seinen Mit-Waldgängern kurz und knapp von dem, was geschehen ist. Und die Forstleute nehmen es ebenso knapp und kurz hin. „Man erzog die Trauer“, stellt der Erzähler fest, „wie einen Hund. Kein nächtlanges Gebell und Geheul, kein wildes Toben.“

Aber ich bin kein Waldgänger. Noch nicht.

Was ist eigentlich mit uns los, was stimmt denn nicht mit uns? Ist das alles nur intellektuelles Getue von Wohlstandskindern, die nicht verlieren können? Sollten wir nicht einfach mal die Kirche im Dorf lassen, dort ein Häuschen kaufen wie Generationen davor, ein paar Bäume pflanzen und die Klappe halten? Haben wir denn sonst keine Sorgen?

Sie merken es, die Fragen werden ungeduldiger.

Immerhin findet Daniel Schreiber eine Antwort darauf, warum er so getrieben auf der Suche nach einem Zuhause ist: bei ihm ist es das Anderssein. Das Etikett, das ihm die Umwelt schon als Kind verpasst hat. Er beschreibt die staatliche Gewalt, die er beim Aufwachsen zu DDR-Zeiten zu spüren bekam – weil er ein weicher und sensibler Junge war, der nicht als „normal“ galt und deshalb von Lehrerinnen und Mitschülern drangsaliert wurde. Einfach, weil seine sexuelle Orientierung von der gültigen Norm abweicht. Nicht willkommen, nicht zu Hause: Schreiber bringt eine „emotionale Beschädigung“ mit, die er mit vielen anderen schwulen Männern teilt, wie er schreibt – und immer sei bei ungerechter Behandlung da diese „unbeschreibliche Wut“, die ihn sein Leben lang begleitet: „Die Zuhauselosigkeit von Menschen, die stigmatisiert und marginalisiert werden, gräbt sich in die tiefsten Schichten des selbst ein“, so Schreiber.

Diese Zuhauselosigkeit teilen wir. Nur auf den ersten Blick gibt es einen Unterschied zwischen dem drangsalierten Kind, das in einem auf Repression basierenden Staatssystem aufwächst, und dem properen westdeutschen Jungen, der in schier grenzenloser Freiheit von dem profitiert, was die Eltern sich hart erkämpft haben. Denn: Die Erfahrung des Andersseins und des Nichtgenügens ist hier wie dort die Wurzel des Zuhauseübels. Mein Anderssein war keine Frage der sexuellen Orientierung, unterlag aber trotzdem den Bedingungen eines Systems. Viele Jahrzehnte hat es gebraucht, mir das einzugestehen. So lange, wie dieser gefühlte Abschied von Zuhause schon dauert: Es hat mit meiner gesellschaftlichen Herkunft zu tun. Mit dieser familiären Existenz, die von vornherein eine Verlustrechnung war, ein Leben auf Pump, ein auf Sand gebautes Zuhausekonstrukt, wenn man so will: das proletarische Dasein.

Das war eigentlich schon gänzlich aus der Mode, als ich zur Welt kam. Solch prekären Familien gab es eigentlich schon gar nicht mehr. Oder aber das Arbeiterkindermilieu war vorhanden, hielt sich aber so bedeckt, wie es von ihm erwartet wurde. Und das machte die Sache nicht leichter. Das Gefühl von Einsamkeit, die frühe Erinnerung an ein skeptisches Beäugtwerden, der ständige Druck, sein Existierendürfen beweisen zu müssen...

Natürlich ist es leicht, die problematischen Zuhausegefühle zu einer Frage der Klasse zu erklären, ganz von der Hand zu weisen ist es aber nicht. Der westliche Reichtum, er gehört uns – obwohl er uns nicht zusteht. Wenn die Sparkasse nicht mehr mitmacht, stehen wir ohne Haus da. Sei demütig, geh gebeugt, sprich leise, wir sind, was wir sind, nämlich nicht viel. Da draußen laufen die feinen Leute herum, mit denen haben wir nichts zu tun, denen können wir nie das Wasser reichen. Frühe Zerfallerscheinungen waren bei diesem Lebensmodell von vornherein eingepreist: Das schubweise auftretende Asthma der trotzdem rauchenden Mutter, die kaputten Knochen des noch mehr qualmenden Vaters. Die Familie fuhr von Anfang an auf Verschleiß und ähnelte damit unseren Gebrauchtwagen, die schon bei der Anschaffung eine Spur zu verrostet waren, um Sicherheit zu gewährleisten. Unser Zuhause war in Wahrheit von Anfang an dem Untergang geweiht, unausweichlich, qua Herkunft, qua Klasse.

Das merkt man auch als Kind, und das findet man zum Kotzen.

Daraus resultiert manchmal eine irrationale und ungerechte Wut: Warum haben alle noch ein Zuhause und ich nicht mehr oder noch nicht? Wieso fällt denen alles in den Schoß? Ahnen die überhaupt, dass es einen Schlund des Untergangs gibt? Bis heute kommt dieser Zorn manchmal hoch, wenn die Feiertage vorbei sind, wenn meine Altersgenossen, nennen wir sie Nele, nennen wir sie Jonathan, mit ihren von Oma-Opa-Geschenken prall gefüllten Wanderrucksäcken und gänsekeulengefütterten Mündern auf dem Rückweg aus den Weihnachtsferien sämtliche Gänge im Zug blockieren, weil sie ihren Platz in der Welt mit dem zufriedenen Selbstverständnis beanspruchen, das ich nie besessen habe. Zuhause braucht einen langen Atem. Zuhause muss man sich leisten können.

Wenigstens eins blieb in Zeiten schlimmster Unbehaustheit, wenigstens das war immer zu haben: diese schier endlos verfügbare Gratiswut.

Wir kommen bei unserer Daheimbetrachtung nicht um diese eine Zäsur herum, die uns nachhaltig beschäftigt, bis heute. Covid 19. Die unseren Anspruch auf das einzig echte Zuhause verändert und verschärft hat. In der intensivsten Phase der Corona-Pandemie waren wir gezwungen, unser Zuhause auf ganz neue Weise als Mittelpunkt des Lebens zu definieren. Und das taten wir auch. Nicht nur Baumärkte profitierten von der sogenannten „Cocooning“-Welle, die mit dem Lockdown über uns kam: Auch Einrichtungshäuser bestärkten uns mit immer neuen Versprechen von optimierter Heimeligkeit darin, uns zu verkriechen. Es noch gemütlicher zu haben dort, wo uns keiner was kann: Zuhause.

Der intimste Bereich des Lebens rückte in die öffentliche Wahrnehmung. Und wurde zum Gegenstand zahlloser Umfragen. So fand die Forschung heraus, dass wir eingelockt daheim mehr neue Hobbys beginnen. Dass wir häufiger vor dem Fernseher sitzen. Dass wir öfters in Kontakt treten mit anderen Menschen als zuvor, wenn auch unphysisch. Neben dem Erwartbaren überraschte eine erstaunliche Vorhersage: Es werde ein „Jahrzehnt des Zuhauses“ geben.

So weit, so behaglich. Nur förderten die veränderten Zuhause-Verhältnisse aber auch ganz neue Probleme zutage: Was ist ein Refugium wert, wenn es zwangsweise zum einzigen Punkt wird, an dem man leben darf? Ist Geborgenheit nicht aus deshalb, weil man aus unwirtlichen Gefilden immer dorthin zurückkehren kann? Wenn wir aber die eigenen vier Wände nicht mehr verlassen dürfen, wird das Heimelige zum Unheimlichen.

Kein Wunder also, dass die Pandemie die fixe Idee von *Zuhause* fundamental erschüttert hat. Die Frage nach dem *richtigen* Daheim ist über Nacht zum Politikum geworden. Und das private „Zuhause“ zum öffentlichen Kampfbegriff. Ein Staat, der vorschreibt, wen man wann zu sich nach Hause einladen darf? Maßnahmen, die bis in die eigenen vier Wände reichen, die man bestenfalls noch nicht mal mehr verlassen soll?

Da werden wir stur, das widerstrebt uns, das sorgt für überorchestrierten Protest, als ginge es tatsächlich um die Vertreibung aus dem Paradies. Ich möchte die widersinnigen Proteste gegen notwendige Maßnahmen nicht rechtfertigen, ich möchte ihnen keine Basis auf Grundlage einer wie auch immer gearteten

Zuhauseangst geben, aber: Will man den Menschen an ihr austariertes Verhältnis zu ihrem Zuhause, reagieren sie mit einem Beißreflex. Dann wird aus Angst vor Veränderung ein irrationales Toben. Dann wird aufgerüstet, dann wird die Zuhausebastion mit allen Mitteln verteidigt. Niemand soll uns da reinquatschen. Ins Zuhause.

Eine andere Möglichkeit, die leidige Zuhausefrage zu lösen ist: Wir widersprechen einfach konsequent allem, was Wurzeln schlagen könnte. Lieber nicht alles auf eine Karte, sondern das Risiko aufteilen und es auch geographisch an mehreren Stellen versuchen. Also hier sein und dort sein und woanders. Und behaupten: Das sei überall Zuhause. In Erwägung ziehen können wir das doch mal. Zumindest auf Verhandlungsbasis.

An einem Wintermorgen vor einigen Jahren erwachte ich mitten in Palermo mit einer Erkenntnis: So kann es nicht weitergehen. Wenn der Abschied von Zuhause ein Trauerprozess ist, dann war ich auf dem Höhepunkt dieses Prozesses angelangt. Mir selbst fiel bis dahin gar nicht auf, dass mir die Angelegenheit längst aus den Händen geglitten war. Aber der Stand der Dinge schien plötzlich so beeindruckend wie besorgniserregend.

Mit einem Kumpel war ich für zwei Wochen vor dem deutschen Winter nach Sizilien geflohen, und weil uns die eigentlich angemietete Ferienwohnung im kleinen Küstenort Cefalù zu einsam erschien, mieteten wir ein weiteres Appartement und zogen für einige Tage nach Palermo. Eine Urlaubslaune, das muss man nicht rechtfertigen, das ist nicht weiter spektakulär. Manchmal braucht es zwei Plätze gleichzeitig für das subjektive Wohlbefinden.

#### **Nur:**

Ich unterhielt zu diesem Zeitpunkt noch drei weitere Wohnungen. Neben meiner seit langer Zeit bewohnten Leipziger Wohnung besaß ich eine in Köln. Außerdem, weil sich die Flucht in die nahe Fremde immer angeboten hatte und ich dachte, die andere Sprache würde mich im Zweifelsfall retten, verfügte ich zugleich über eine Bude in Prag.

Durch dieses Überangebot verunsichert, war ich mit dem Nachtzug nach Italien gefahren, wo ebenfalls *eine* Unterkunft nicht genügt hatte. War ich ein Schwerkrimineller, der seinen wahren Aufenthalt ständig verschleiert, um der Verhaftung zu entgehen? Mir wäre jedenfalls aus Sicht einer Strafverfolgungsbehörde kein plausibler Grund eingefallen, warum sich jemand ohne Not zeitgleich an fünf verschiedenen Orten Wohnungen hält, selbstverständlich überall als Mieter. Ein Wahnsinnsunterfangen. Schließlich gehört nicht nur eine komplexe Reiseplanung dazu, um alle Wohnungen zeitlich einigermaßen sinnvoll zu nutzen, es ist auch finanziell ein Kraftakt.

Ich selbst kann mir heute diese Zeit, in der ich anstatt in Bausparverträge fröhlich in die Vorsorge meiner Vermieterinnen und Vermieter investierte, nur mit dieser widersprüchlichen Motivation erklären: In der Fliehkraft liegt die Kraft. Eigentlich ging es mir immer nur dann richtig gut, wenn ich mich auf einen Ort zubewegte. In dieser Phase wachte ich oft wachte morgens auf und wusste nicht, wo ich gerade war. Das

fühlte sich nach Auflösung an, gut so. Sollte der Wolf doch kommen und mir mein Zuhause umpusten – mit großer Lässigkeit konnte ich jederzeit eine Alternative aus dem Ärmel schütteln.

Ist das Rumgurken also möglicherweise doch die beste Verhandlungsstrategie mit der Zuhausefrage, so kräftezehrend sie auch sein mag? Es gibt bei aller Schrulligkeit und Komik bemerkenswert traurige Reiseberichte von Tex Rubinowitz, dem österreichischen Zeichner, Maler und Schriftsteller, der für seine Melancholiebegabung 2014 den Bachmannpreis erhielt. In „Rumgurken. Reisen ohne Plan, aber mit Ziel“ macht sich der Ich-Erzähler wieder und wieder auf, trinkt viel, erlebt viel – und zurück bleibt doch die Vergeblichkeit. Aber immer auch die Option für einen neuen Aufbruch.

Ein Mal, da fährt dieses Ich aus den Reisegeschichten nach Ostende. Dem zubetonierten Traumort erstaunlich vieler Schriftstellerinnen und Schriftsteller an der belgischen Küste. Oft reist er ohne Gepäck, frühstückt einen Topf Miesmuscheln und reist am selben Abend wieder zurück. Unterwegs im Sechserabteil des Wien-Ostende-Express an die Küste hat er eine Affäre mit einer ihm unbekanntem Frau aus Belgien. Nur ein schwarz-weißes Passfoto bleibt als Erinnerung, versehen mit ihrer handschriftlichen Notiz: Wij waren hier nooit. Wir waren niemals hier. Die verheiratete Frau fährt nach Hause zu Mann und Kind. Und immer wieder kehrt der Ich-Erzähler in den kommenden Jahrzehnten zurück nach Ostende, ohne zu wissen, was er dort suchen, ohne zu wissen, was er dort finden will, aber, so schreibt er, „man kommt nie an, Ostende ist ja nicht das Ende, obwohl es sich furchtbar anstrengt, es zu sein, diese unerträgliche, aber auch unerträglich süße Schicksalsergebenheit.“ Am Schluss der Erzählung trifft er zufällig die Tochter seiner Affäre, sie kellnert in einem Lokal und sieht, wie er sich verstohlen das Passfoto ihrer eigenen Mutter anschaut. Am Abend treffen sie sich am Strand, es kommt zu einer intimen Szene, der Ich-Erzähler steckt der jungen Frau das Passfoto unbemerkt in die Hosentasche und fühlt sich „auf eine komische Art frei, ohne zu wissen, wovon“. Eine Chauvi-Geschichte? Oder Ausdruck großer Sehnsucht? Na gut. Vielleicht beides.

Reisegeschichten wie diese muss ich wieder und wieder lesen, wenn ich Zuhausesehnsucht bekomme. Vielleicht, weil das rastlose Unterwegssein den bösen Zauber umkehrt: Treibt es mir die Tränen in die Augen, wenn ich mir angesichts des leeren Elternhauses die bleischwere Frage stelle, ob wir denn überhaupt jemals hier waren, so verhält es sich im Fall der Ostende-Romanze umgekehrt: Ein „Wir waren niemals hier“ ist der Satz einer federleichten Wurzellosigkeit, die Quintessenz einer Art von Zuhause suche, die sich zwar von Sehnsucht zu Sehnsucht hangelt, dafür aber auch ohne Konsequenzen und schier endlos wiederholbar ist.

Krieg mich doch, Wolf. Ich bin schneller.

Bevor wir ganz vor Sehnsucht dahinschmelzen: Das alles ist ja nur so eine Phase gewesen, von der ich auf Sizilien spürte, dass ihre Halbwertszeit begrenzt ist. Wohin ich ging, wohin ich wollte? Immer nach Hause. Da bin ich Romantiker wie Novalis.

Nun kommen wir zum wirklich unangenehmen Teil. Alles Leugnen, alles Wüten, alles Verhandeln war bis hierher nämlich umsonst. Was geblieben ist, ist dieses untilgbare

Nagen, ein Phantomschmerz. Ein richtiges Zuhause-Weh. Wie ein hartnäckiger Husten, wie ein verspannter Nacken. Und kein Wärmepflaster weit und breit in Sicht. Glückwunsch, wir haben die schlimmste und allumfassendste Phase der Trauer erreicht: die Depression. Und plötzlich sind wir ganz nackt. Der Erkenntnis ausgesetzt, dass es kein Wollen mehr gibt. Dass da immer ein Verlust bleibt, wie wir es auch drehen und wenden. Kann man vielleicht sogar wirklich krank werden davon? Ja, sagt zumindest ein amerikanisches Handbuch. Das „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“, in den USA der Leitfaden für psychiatrische Behandlungen, geht mit lang andauernder Trauer hart ins Gericht. Laut der aktuellen Fassung von 2013, dem „DSM-5“, muss nach dem Tod eines geliebten Menschen nach vierzehn Tagen Feierabend sein mit der Trauer. Danach ordnet das Handbuch die Symptome der Traurigkeit als Depression ein. 1980 gestand das DSM den Menschen noch ein ganzes Jahr Trauer zu, im Jahr 2000 waren es zwei Monate. Vermutlich wären US-amerikanische Psychiater schockiert: Ich trauere nicht seit vierzehn Tagen, sondern seit mehr als vierzehn Jahren, mindestens!

Wir brauchen nicht einzusteigen in die Diskussion darüber, ob die westlichen Gesellschaften das Trauern verlernt haben, wir müssen aber dennoch anerkennen: Ohne Zuhause ist man ein ewiges Kind von Traurigkeit. Wolfgang Borchert hat diesem Gefühl in der kurzen Zeit, die ihm als Schriftsteller blieb, Ausdruck verliehen. Zuhauselosigkeit und Unbehaglichkeit sind die zentralen Antriebe nicht nur seines berühmten Stücks „Draußen vor der Tür“, sondern auch der wesentliche Erzählanlass seiner Prosa. Natürlich ist die Grundsituation eine andere: Borchert war im Krieg. Borchert hat sie mit eigenen Augen gesehen, die vielen tausend Heimkehrenden, denen ihr Zuhause für immer abhandengekommen war. Wir spielen also wieder in einer ganz anderen Liga als bei einem proletarisch-kleinstädtischen Zuhauseverlust ohne Weltkrieg als Auslöser.

In „Die Küchenuhr“ sitzt ein junger Mann auf einer Bank, offenkundig traumatisiert, offenkundig völlig außer sich. Nur die blecherne Uhr aus der Küche seines Elternhauses ist ihm geblieben, sonst ist alles, sonst sind alle weg. Ungefragt erzählt er den Sitzenden auf der Bank seine Geschichte: Wie er immer um halb 3 nachts nach Hause kam, wie seine Mutter schlaftrunken aufstand und ihm das Abendbrot aufwärmte, wie er das für selbstverständlich hielt. Und dann kommt der Satz der Erkenntnis, der besonders in Phasen der Depression in all seiner Larmoyanz und Verklärung zuschlägt, der schlimmer ist als jede Migräne: „Jetzt, jetzt weiß ich, daß es das Paradies war. Das richtige Paradies.“

Hören Sie das? Richtig. Wald rauscht, Schmiedehammer schmiedet. Tok-Tok-Tok. Wir stehen da, wo wir am Anfang schon waren. Genauer, ich stehe da. Vor dem Elternhaus, das leer ist. Vor dem Gebäude, das ab jetzt anderer Leute Zuhause sein wird.

Aber jetzt ist auch mal Schluss mit der Traurigkeit. Hat Daniel Schreiber recht, wenn er schreibt: „Das Zuhause ist kein Paradies, aus dem wir vertrieben wurden. Dieses Paradies hat nie existiert“? Das würde wohl man „Akzeptanz“ nennen. Die lässt lange auf sich warten, gehört aber doch dazu. Am Schluß. Wenn es einen Schluß gibt. Sogar der untröstliche Peter Weiss findet in „Abschied von den Eltern“ aus dem Jahr

1961 einen positiven Schluß, wenn sein Erzähler resümiert: „Ich war auf dem Weg, auf der Suche nach einem eigenen Leben.“

Auch für Daniel Schreiber, dem philosophischen Zuhause-Guru unserer Betrachtung, gibt es einen Ausweg aus dem Dilemma. Auch er renoviert seine Wohnung. Um besser schlafen zu können. Nur stellt sich Schreiber wesentlich geschickter an als ich nach dem Tod meines Vaters im Jugendzimmer.

So passiert es, dass die Unbehaustheit irgendwann einem Zuhausegefühl weicht. Vielleicht auch, weil Schreiber erkennt, dass man „die Splitter seiner selbst, in die man über die Jahre zerbrochen ist“, neu zusammensetzen kann. Später, während eines nächtlichen Spaziergangs durch Berlin, kommt ihm die Idee, „dass es ab einem bestimmten Zeitpunkt zum Leben gehört, die Türen zu jenen Räumen zu schließen, von denen man weiß, dass man nicht mehr zu ihnen zurückkehren wird.“

Also Tür zu und weg? Eigentlich ist es nicht so schwer. Das Trauerdiplom habe ich ja in der Tasche, weil ich alle Phasen des Abschieds in voller Ausdehnung auskostet habe. Kaum Antworten habe ich unterwegs gefunden, eher noch mehr Fragen, aber, das gehört wahrscheinlich zur Kunst der Akzeptanz: Sie brauchen gar nicht unbedingt eine Antwort.

Es ist noch früher Morgen und ein bisschen windig im Mittelgebirge. Ich schließe die Haustür ab und stehe im Vorgarten. Ja, es endet jetzt, unwiederbringlich und für immer. Ich habe keinen Kloß mehr im Hals. Ich schaue ein letztes Mal wehmütig auf die Nadelwälder der Kindheit.

Aber dann gehe ich los. Und setze Kopfhörer auf, um endlich auch so zu sein wie all die Menschen auf dem Weg in die Weihnachtsferien. Wahrscheinlich mit einem Lied wie Leonhard Cohens „Hallelujah“ in den Ohren, dass die uralte Organistin auf der Beerdigung meiner Mutter so schleppend spielte, wie es sich für einen langen Abschied von Zuhause gehört. Und plötzlich fühle ich mich befreit. Scheint der Kummer verschwunden zu sein, als hätte ich mein viel zu schweres Gepäck einfach im Souterrainzimmer des Reihenhauses vergessen. Meter für Meter entferne ich mich von Zuhause, bis das Tok-Tok-Tok des Schmiedehammers nicht mehr zu hören ist. Etwas ist anders. Etwas ist richtig. Etwas ist in Ordnung. Zum allerersten Mal fühlen sich meine eigenen Schritte weg von hier leicht an. Absolut federleicht.